

**Franz-Josef Brüggemeier
Dorothee Wierling**

**Redaktion:
Carsten Heinze**

Einführung in die Oral History

**Kurseinheit 3:
Auswertung und Interpretation**

Fakultät für
**Kultur- und
Sozialwissen-
schaften**

Das Werk ist urheberrechtlich geschützt. Die dadurch begründeten Rechte, insbesondere das Recht der Vervielfältigung und Verbreitung sowie der Übersetzung und des Nachdrucks, bleiben, auch bei nur auszugsweiser Verwertung, vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (Druck, Fotokopie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung der FernUniversität reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Inhalt

1.	Vorbemerkung	5
2.	Eine Lebensgeschichte	6
3.	Verstehen und Interpretieren	15
3.1	Reflexion des Entstehungszusammenhanges	19
3.2	Geschichten	24
3.3	Strukturierte Zeit und Assoziationskette	33
3.4	Sinnkonstruktionen	36
	Lücken	37
	Ungereimtheiten und Widersprüche	39
	Explizite Deutungen	41
3.5	Sprache im Interview	45
	Exkurs 1: Kommunikationswissenschaften - das Interpretationsverfahren der „objektiven Hermeneutik“	51
	Exkurs 2: Ein Beispiel der Ethnopschoanalyse - 3 Frauen in Mexiko	55
	Beispiel	59
4.	Kontrolle, Vergleiche, Verallgemeinerungen	66
4.1	Thesenüberprüfung am Text	66
4.2	Andere Interpretieren	67
4.3	Andere Quellen	69
5.	Verallgemeinerung und Thesenbildung	74
6.	Ergebnispräsentation und Veröffentlichung	78
6.1	Aus Lebensgeschichten Lernen - Dokumentation von Biographien	78
6.2	„Kollektive Erfahrung“ - Montagen und Kollagen	84
6.3	Zitat und Analyse	92
	Abschließende Übungsaufgabe	96
	Literaturverzeichnis	106

1 Vorbemerkung

Die folgende Kurseinheit behandelt die Frage, wie Oral History-Interviews unter einem historischen Erkenntnisinteresse ausgewertet werden können. Zu diesem Bereich fehlten lange Zeit systematisch-methodische Hinweise, und die Erläuterungen, die einzelne Forschungsprojekte über ihre Vorgehensweise gaben, konnten hierfür kein Ersatz sein, so wichtig sie im Rahmen der wissenschaftlichen Präsentation von Ergebnissen auch waren.¹ Mittlerweile jedoch haben sich unterschiedliche Herangehensweisen herausgebildet, die sich in hohem Maße mit erzähltheoretischen und biographiewissenschaftlichen Themenfeldern überschneiden. Zu Strategien und Durchführung von narrativen Interviews liegt eine Vielzahl theoretischer und empirischer Forschungsergebnisse vor.¹ In erster Linie geht es hierbei um die Frage nach der narrativen Erfahrungsverarbeitung zeitgeschichtlicher Erlebnisse, sowie deren Sinn und Bedeutung im Rahmen der jeweils betrachteten Lebensgeschichten. Darüber hinaus steht die Frage nach der narrativen Verarbeitung von Zeit im Mittelpunkt. Schließlich stellt sich die Frage, wie subjektiv erlebte Lebensgeschichten die ‚Meistererzählungen‘ metahistorischer Erzählungen durchbrechen, und geschichtlichen Ereignissen ein menschliches Gesicht geben.

Den Einstieg in diese Kurseinheit bildet ein längeres Interviewtranskript, auf das wir uns bei der Entwicklung unserer Interpretationshinweise immer wieder beziehen werden. Dieses Beispiel entstammt der ersten Fassung des Studienbriefs und ist entsprechend zeitlich zu verorten. Neben diesem Leitbeispiel werden wir aber auch mit Bezug auf andere Projekte oder fiktive Beispiele versuchen, allgemeinere Hinweise zu geben, da ein einzelnes Interview immer nur einen Ausschnitt aus möglichen Interpretationsanregungen aufweist.

Im dritten Kapitel möchten wir dann im Einzelnen verschiedene Schritte vorstellen, die zum „kontrollierten Verstehen“² von Interviewtexten führen. Zwei Exkurse zu den Me-

¹ Dies kann in verschiedenen Formen geschehen: durch Beschreibung der formalen Schritte der Aufbereitung und Auswertung (z.B. für ein soziologisches Projekt: I. M. SÜDMERSEN: Hilfe, ich erstickte in Texten! - Eine Anleitung zur Aufarbeitung von narrativen Interviews, in: Neue Praxis 3, 1983, S. 294-306. Für ein historisches Projekt R. SIEDER im Rahmen seiner methodischen Überlegungen zur Oral History: Geschichten erzählen und Wissenschaft treiben, in: G. BOTZ/J. WEIDENHOLZER (Hg.), Mündliche Geschichte und Arbeiterbewegung, Wien/Köln 1984, S. 203-231, durch eine projektbezogene „Methodik“ (L. NIETHAMMER: Fragen - Antworten - Fragen, in: ders./A. v. PLATO (Hg.), „Wir kriegen jetzt andere Zeiten“, Berlin-Bonn 1985, S. 392-445), vor allem durch die Form der Ergebnispräsentation (vgl. dazu Kapitel 5 dieser Kurseinheit).

¹ Vgl. exemplarisch I. KÜSTERS, Narrative Interviews, Wiesbaden 2009. Auf der Homepage der Sektion Biographieforschung finden sie eine Reihe von Texthinweisen und Material, das einen guten Überblick über die derzeitigen Forschungsinteressen und Grundlagentexte vermittelt; <http://www.soziologie.de/index.php?id=120>. Ebenso finden sie nützliche Hinweise und Tipps auf der Oral History Association-Seite; <http://www.oralhistory.org/>.

² Der Begriff wird benutzt und erläutert bei K.-G. FABER: Grundzüge einer historischen Hermeneutik, in: Seminar: Die Hermeneutik und die Wissenschaften, hg. von H.-G. GADAMER/G. BÖHM, Frankfurt 1985, S. 344-361.

thoden der „objektiven Hermeneutik“ und der Ethnopschoanalyse sollen Ihre methodische Phantasie bereichern, aber auch dazu beitragen, die spezifischen Interessen von Oral History zu klären.

Während wir uns im dritten Kapitel vorwiegend auf die Interpretation des einzelnen Interviews beziehen, behandelt das vierte Kapitel die Möglichkeiten, solche Interpretationen durch Hinzuziehung anderer Interpreten und schriftlicher Quellen zu kontrollieren sowie im Vergleich mit anderen Interviews und dem Aufspüren von Erzählmustern zu einer Verallgemeinerung und Thesenbildung bezüglich eines ganzen Samples zu kommen.¹

Im letzten Kapitel schließlich geht es um Fragen der Veröffentlichung und Ergebnispräsentation. Dabei werden wir auch Formen der unkommentierten Dokumentation und Montage von Interviewtexten vorstellen und diskutieren, wo die Erkenntnisgrenzen dieser in der bisherigen Praxis von Oral History sehr häufigen Veröffentlichungsformen liegen.

2. Eine Lebensgeschichte

Der folgende Text ist das Transkript eines Gesprächs, das 1981 in einem Berliner Altersheim geführt wurde. Es handelt sich um die erste Begegnung, bei der die Interviewerin sich zunächst vorstellte, ihr Interesse an den Erfahrungen ehemaliger Dienstmädchen bekundete und den voraussichtlichen Ablauf und die Verwendung des Interviews erläuterte. Danach begann die erste Interviewphase mit einem allgemeinen Impuls. Das folgende Transkript entspricht einem Gespräch von ca. 30 Minuten Dauer.

Zuvor einige Bemerkungen zur Person und Situation. Der äußere Rahmen sowie individuelle Eindrücke in der Interviewsituation können durchaus hilfreiche Hinweise für spätere Interpretationen liefern: Frau v. E. hatte sich nach Vermittlung durch die Heimleitung ohne weiteres zu einem Interview bereiterklärt. Sie ist eine freundliche und bescheidene Frau, ihre Stimme meist hell und nicht sehr laut, nur manchmal wird sie härter und dunkler. Sie bewohnt ein Einzelzimmer im Heim, das sehr vollgestellt wirkte, in der Mitte ein Tisch, an dem das Interview stattfand, an der Wand zahlreiche Photographien und im Regal kleine Erinnerungsstücke. Frau v. E. sitzt im Rollstuhl, doppelt behindert durch eine Beinamputation und eine Hüftoperation. Außerdem leidet sie an einer chronischen Blasenentzündung und entschuldigte sich zu Beginn des Gesprächs für den leichten Uringeruch, der das Zimmer erfüllte. Trotz dieser beengten und beschwerlichen Verhältnisse machte Frau v. E. keinen unglücklichen Eindruck. Sie hatte im Heim Freundschaft-

¹ Für eine geschichtswissenschaftliche Perspektive auf die Konstruktionen und Erklärungen von historischen Ereignissen, vgl. C. LORENZ, Konstruktion der Vergangenheit – Eine Einführung in die Geschichtstheorie, Köln/Weimar/Wien 1997.

ten geschlossen, und eine Freundin blieb im weiteren Verlauf des Interviews im Zimmer und gab aus dem Hintergrund, auf dem Bett sitzend, kurze Kommentare zur Geschichte von Frau v. E. ab. Insgesamt fanden drei Treffen statt. Nach langem Zögern stellte die Interviewpartnerin auch ein Photo zur Verfügung, das sie, auf ihrer Stelze stehend, in den dreißiger Jahren mit zwei Kolleginnen vor dem Kinderheim zeigt, in dem sie arbeitete. Frau v. E. war sichtlich erleichtert, als ihr das Originalphoto wieder zurückgebracht wurde. In den folgenden Passagen wird in der Transkription die gesprochene Sprache adäquat wiederzugeben versucht:

- Ja, Frau v. E., fangen Sie doch mal an zu erzählen, wann und wo Sie geboren sind, bisschen über Ihre Familie
- Ich bin geboren in Zindel, Kreis Breslau, Schlesien, ein echter Schlesier, am 9. Juni 1899
- Aha
- und mit 8 Jahren starb meine Mutter ...
- mit acht Jahren war das
- (weint) ...
- das ist schlimm, wenn man sich daran erinnert, ne? Wieviel Geschwister hatten Sie denn?
- Wir waren 10 Geschwister, aber denken Sie, hat einer was für mich übrig gehabt? (weint noch etwas) Naja.
- Waren Sie denn die Jüngste?
- Ich war die fünfte, sechste, ... ja, die sechste war ich. Und die andern waren ja schon alle raus aus der Schule und da war ich zu Hause die Älteste, und mein Stiefmutter, mein Vater hat wieder geheiratet, und meine Stiefmutter, wissen Sie, was nicht vom Herzen kommt, geht nicht zum Herzen, stimmt doch!
- Hmh
- Naja, jedenfalls bin ich mit 13 Jahren aus der Schule gekommen, im März, und am 1. April musste ich dann in Stellung gehen, da bin ich eigentlich erstmal zu, also, zu Kindern gegangen, auf'm Gut, weil mein Vater auf einem Gut war
- Der war Arbeiter auf'm Gut?
- Schaffer, Leute beaufsichtigen
- Ach so, so ne Art Vorarbeiter
- Ja, naja, und mussten wir natürlich, Kinder, auch schon immer mit, oh Ferien waren oder sonstwas, is egal, wir mussten früh um fünf raus, dann ging's bis um elfe, ne, dann waren zwei Stunden Mittag, und um eins ging's wieder raus, bis abends um 7, wenn Regen oder was drohte, überhaupt in der Ernte, wissen ja, heute is ja alles viel leichter, aber früher, alles mit Pferde, nich wahr, alles, das war viel schwerer als wie heute. Na, jedenfalls is soweit alles gut gegangen. Bin ich am 1. April in Stellung gegangen, und im Juni wurd ich erst 14 Jahre.

- Aber normalerweise ging man doch bis 14 zur Schule, ne, oder hatten Sie das irgendwie so
- Ich bin ja vorher eingeschult worden, ja, ich war auf dem Lande, da bin ich, früher war's doch so, da bin ich schon vorher eingeschult worden und dann ist das so, nicht, im Juni wurde ich dann 14 Jahre, und dann war ich schon in Stellung. Und das ging mein ganzes Leben durch. Möcht ich sagen, bis 1950 nicht, mit ein- 1941 lernte ich meinen Mann kennen, da ging das schon. Na, jedenfalls hab ich, bin ich dann in Breslau in Stellung, das war ein gewisser Herr Koch, das war Ingenieur in der Waagenfabrik, wissen Sie, Dezimalwaagen und alles so
- Ach so. Das war Ihre zweite Stelle, zuerst sind Sie aufs Gut gegangen als Kindermädchen?
- Erst bei'n Kindern, das war ganz schön, aber dann sind wir von, der Herr ging ja dann weg nach Westdeutschland auch, wir waren in Jeschkowitz auf'm Gut, war Gutsherr, und der ging dann nach Westdeutschland, und da sind wir mitgegangen, meine Schwester und ich.
- Ach so
- Und meine Schwester ist nachher, Oktober wieder zurückgegangen, da wollt' sie mich als junges Ding ja nicht alleine dalassen, und da sagt sie „Du kommst mit“, na ja, was sollt' ich machen, musste ja mitgehen, wir waren damals in Dirschau bei Danzig, da sind wir zurück, und von da sollte ich, wie man so sagt, zu Hofe gehen, und das wollt' ich doch nicht (leise, etwas verschmitzt)
- zu Hofe gehen, was heißt das?
- auf'm Hofe arbeiten, Landarbeiter! Wollt' ich doch nicht! Und da bin ich einfach nach Breslau gefahren, und hab mir ne Stelle alleine gesucht.
- Ohne die Schwester.
- Und das war da bei dem Herrn Koch, nicht? Naja, und da bin ich gewesen, das war 14, da wie der Krieg anfang war's. Und da bin ich ja, 1 ¼ Jahr
- Da waren Sie ja erst 15 Jahre alt!
- Naja! Und da hab ich dann auch mein Bein verloren.
- In der Stelle?
- In der Stelle. Sehn Sie, hat sich kein Mensch um mich gekümmert. (ganzer Satz betont)
- Wie kam, wie war das denn, erzählen Sie doch mal
- Wir haben, vor Weihnachten war's, da haben wir die Hausschneiderin gehabt. Und wie's war, vielleicht ne Nadel verloren oder was, jedenfalls, sie ist gegangen, die Schneiderin, ich war zu Hause alleine, da sagte die Frau, „Christa (lauter), wir machen das Zimmer sauber.“ Ein Tag vor'm Heiligen Abend. Und da hab ich Zimmer sauber gemacht, und da hab ich soweit, bloß vorm - war ein bisschen abgetreten, wissen Sie, arbeiten musste ich immer, wurde ich immer angehalten, schon zu Hause, bei meiner Stiefmutter, ich musste waschen, ich musste scheuern, ich musste alles machen, und da mach ich den zweiten Strich, und da hab ich auf einmal so'n Schmerz - was nu?

- im Finger?
- Im Finger. Im Finger. Und abends, ich hab noch weiter gemacht, und weil mir das so weh tat, hab ich den Finger so hochgehalten, hab ich so ausgewrungen, und abends kam dann der Chef nach Hause, und da sag ich, Herr Koch, mir tut das hier so weh, ich muss mir was eingestochen haben. Da guckt er sich das an, da sagt er: „Das ist ne Nadel!“ Aber die ging nicht so rein oder so (quer), sondern so (längs) rein, ja?
- Die war ganz drin?!
- Ja! Bloß ein bisschen funkelte oben raus und da hat er ne Pinzette genommen und das raus gezogen, aber ob er nu alles rausgezogen hat, oder was, aber zum Arzt zu schicken, ne, das war nicht, trotzdem wir um die Ecke gleich das Allerheiligenhospital war in Breslau, ich weiß nicht, Sie kennen das ja nicht
- mhm
- Und da hat er's rausgezogen und hat gesagt, „jetzt machen wir feste Seifenbäder, Handbäder, dann kommt alles raus,“ Schiete, is nicht rausgekommen. Und dann nachher, bin ich gegangen, och, Januar, war Ende Januar, und da sag ich die eine Nacht, ich konnt nicht schlafen, das tut so weh, und da bin ich rausgegangen, da dacht ich ich kann nich mehr, ich muss zum Arzt gehen, und da bin ich zum Arzt gegangen, war aber Krieg, ne, 17/18, war doch schon der Krieg, bin ich zu einem Arzt gegangen, ich war erst 15 Jahre alt, sehn Se mal, da hätte die Frau doch mitkommen müssen, ne? Ach! Und da bin ich zu einem - wie der Doktor heißt weiß ich nicht mehr, war aber schon so'n alter Herr, und da hat er mir dann essigsaurer Tonerde umgemacht, und das verteilt doch, ne, das zieht doch nicht raus! Und da sagt er, nächsten Tag soll ich wiederkommen, da kam ich wieder, da war der Finger so (dick), der hat hier nicht Platz gehabt. Und da bin ich 8 Tage zu dem gegangen, und da sagt er dann, „ne, ich kann nichts mehr machen, gehen Sie mal zu einem andern Arzt“. Und da hat er mich zu einem andern Arzt geschickt, zu einem gewissen Dr. Honigmann (betont) . Weiß ich so genau. Und der schüttelte bloß den Kopf, wie er gefragt hat, ich hab ihm alles erzählt, der schüttelte bloß den Kopf. Naja, ich sollte mich mal auf'n Stuhl setzen, und da hat er geschnitten.
- hm
- Aber, bin ich noch mal wieder mindestens 14 Tage gelaufen damit immer, bis ich eben nicht mehr konnte. Und da haben abends dann ins Bett geschafft, und nächsten Morgen kam ja dann erst en Arzt und da sagt er „ja, hier ist nichts mehr zu machen“, ich musst ins Krankenhaus.
- Da konnten Sie aber doch während der ganzen Zeit nicht arbeiten ne?
- Ich hab immerfort gearbeitet (betont)
- Aber mit dem dicken Finger, das tat doch auch weh!
- Ja wenn auch! Die Hand war ja frei, und die auch! Und dann war ich krankgeschrieben, und da bin ich mit der Kleenen immer auf die Eisbahn gegangen, ja? Stadtgarten, war hoppehoppereiter, ja, bis ich eben nicht mehr konnte. Und der Arzt hat mich dann ins Krankenhaus geschafft ins Allerheiligenhospital, ich weiß gar nicht, wie das eigentlich zugegangen ist, jedenfalls war mein Knie krumm so wie's war, so wie ich gesessen hab, so ist es gewesen, und ich wusste überhaupt nichts mehr. Und dann, wie ich aufwachte, nein, erst noch vorher, dann haben se erst noch gefragt, wo mein Vater ist, und wo er wohnt und alles Mögliche, da haben se erst gefragt, ob se mir das Bein abnehmen dürfen

- Aber Sie hatten doch war am Finger!
- Alles, das Ganze - allgemeine Blutvergiftung!
- Ach du lieber Gott!
- Schlimm gewesen allgemein, der ganze Körper, ich war ja schon - und da ham se gesagt, mein Vater soll gesagt haben, besser das Bein wie das Mädlel, aber wie das Mädlel das Bein ab hatte, da hat er nicht mehr drum gekümmert, da war's aus. (leise) War ich nun, die Pflegerin sagte mir, ich hätte drei Wochen ohne Besinnung gelegen, im Krankenhaus, nach der Beinamputation. Und dann ging's immer so weiter, schließlich war ich kräftig, sonst war ich gesund, der Arzt hat immer gesagt, wenn das Kind nicht so gut ernährt worden wäre, dann tät se das nicht durchmachen, und wissen Se, was wir gekriegt haben bei meiner Stiefmutter? Pellkartoffeln und Roggenmehlsuppe, jeden Morgen, sehn Se, groß und kräftig geworden, heute machen se alles mögliche mit die Jungen, naja, jedenfalls ging da so weiter, und dann wurd ich aus'm Krankenhaus entlassen, hab eine Stelze erst gekriegt, denn mein Vater hatte kein Geld angeblich für eine Prothese, trotzdem der Arzt immer gesagt hat, lassen Se Ihre Tochter eine Prothese machen, erstensmal, sie ist ein Mädchen, sie ist noch jung, das ist besser für sie. Nein, da hab ich ne Stelze gekriegt, mit der Stelze musste ich rumlaufen. Und, bin ich entlassen worden, Oktober, Januar bin ich gegangen, Oktober bin ich dann entlassen worden. Und meine Stiefmutter war alles andere als lieb und nett, Sie wissen ja, na jedenfalls, ich bin zu Hause wieder Treppe rauf und Wasser geholt und alles Mögliche mit einem Bein geschleppt. Aber es hat keiner Notiz von mir genommen, hat sich keiner um mich gekümmert. Da war es soweit, dass ich es eben nicht mehr ausgehalten hab zu Hause, da bin ich ausgerissen. Im November, 1. November bin ich ausgerissen. Da bin ich zu meiner Schwester ins Nachbardorf gegangen, und die hat mich halt, „was soll ich mit Dir machen“, der Mann war im Krieg
- Die war verheiratet?
- Ja. Und die hatte zwei Kinder, und nächsten Tag hat se mich wieder ins Krankenhaus gebracht, ich hab nachts Schüttelfrost, so'n Schüttelfrost gekriegt, ja? Und da hat se mich nächsten Tag wieder ins Krankenhaus gebracht und Dr. Lehwald, die kannten mich da ja schon, ich war ja lange genug da: „Um Gottes willen, Christel, sagt er, wo kommst Du denn her, wie siehst Du denn aus?“ Da hatt ich die Wundrose im Stumpf. (leise) Naja, ham se mich auf die Wundstation da gebracht, die Isolierstation, und da blieb ich wieder, bis ich ausgeheilt war, und wie's so weit war wieder auf die Station 15 gebracht im Allerheiligenhospital und dann wurd ich wieder operiert. Da hatten sich Knochensplinter abgesondert von dem Stumpf, und die mussten raus, ne, wurd ich operiert. Und da hat meine Schwester wohl erzählt, dass ich nicht nach Hause konnte, und da ham se mich, ein Frl. Moritz, die is aber heute schon tot, die war beim Roten Kreuz und die Schwester Ewicke, vom Stadtrat Ewicke die Tochter, die war bei uns Oberschwester und die haben sich meiner ein bisschen angenommen, ne, und da haben se mich nach Oberschlesien (Unterbrechung durch Lautsprecheranlage, die Heimbewohner aufruft, Briefpost abzuholen. Frau v. E. ist nicht dabei.) Und haben se mich dann nach Oberschlesien gebracht bei Beuthen, Michowitz hieß es damals, heut heißt es ja anders, ne, zur Eva von Thiele-Winkler.
- Wer war das?
- Eva von Thiele-Winkler war die Mutter vom Friedenshort. Da war en großes, großes - schade, die sind mir alle verbrannt die ganzen - sonst hätte ich's Ihnen zeigen können. Da bin ich hingekommen, da waren Kinder und alles Mögliche, nich wahr. Eva

von Thiele-Winkler is doch ein bekannter Name, die Schwestern leben doch heute noch.

- Hm. Ich hab da noch nicht von gehört, aber Sie können mir da ja noch mal - das war jedenfalls ne Frau, ne Stiftung
- Friedenshort, war ne große Stiftung, Eva von Thiele-Winkler, und dann hatte se noch ne Nebenschwester, wie man sagt, Vertreterin, das war eine Engländerin, eine Schwester Anny und da bin ich nun gewesen. Ach, da war's so schön, die Kinder waren alle in Familien eingeteilt, Schwalben und Rotkelchen und alles
- Das war ein Kinderheim?
- Kinder- und Siechenheim alles, ne? Ich war im Sie- im Valeskastift, und das war so'n bisschen außerhalb über die Straße, und die andern waren im Friedenshort, och, (...), da hin ich dann gewesen, und da waren so viele junge Mädchen, junge Mädels, wir waren dämlich und haben Dummheiten gemacht und ich natürlich immer mit. (lächelt) Die andern sind dann immer weggegangen, die eine ging zu'n Kindern, die eine ging dahin, die andre dahin und da hab ich mal gesagt zu Schwester Elisabeth, ach, ich möcht mir auch noch mal was verdienen. Es hat noch keine 8 Tage gedauert, da war ich raus! Trotz meines Beines!
- Ja wollten Sie denn raus?
- Ja, ich hatte gesagt, ich wollt mir was verdienen!
- Ja, das hab ich verstanden, hatten Sie denn damit gemeint, dass Sie raus wollten, Sie hätten ja auch da was verdienen
- Ja, ich wollte bisschen was haben, und da haben se mich in Stellung geschickt. (abrupt)
- Ja, ging das denn, konnten Sie das denn machen?
- Horchen Se mal! (leise) Eines Tages sagt Schwester Elisabeth, „ach Christine, Du sollst mal zu Mutter Eva kommen.“ Da dachte ich, Du hast doch nichts verbochen, Du hast doch hoffentlich nichts getan? Na jedenfalls bin ich darüber gegangen zu Mutter Eva, und wie ich da rüber komm, da sitzt eine Dame auf'm Stuhl und da sagt Mutter Eva: „Ach, da kommt ja unsere Christel!“ Hat se mich der Dame vorgestellt. „Sie möchte sich noch'n bisschen was verdienen“, also wenn sie einverstanden wäre, für 8 Tage sollt ich zur Probe gehen. Von den 8 Tagen sind 5 Jahre geworden! Ich kann Ihnen sagen, ich hab gearbeitet, mit meinem einen Bein! Kohle, Holz, alles aus'm Keller getragen, 2 Treppen hoch, machen Se's heut mal, heut macht's keiner mehr. Aber was sollt ich machen, nich wahr, zu Hause wollt ich nicht, konnt ich nicht, meine Geschwister, es war Krieg
- Ja, mal ganz kurz, war das denn das, was Sie wollten, als Sie gesagt hatten
- Ja, was sollt ich machen ich sollte bloß 8 Tage zur Probe sein, aber von den 8 Tagen sind 5 Jahre geworden, was ich da war, es war ein Oberinspektor Wollny, der Landrat war sein, also, er war der Sekretär vom Landrat, nich wahr? Und da bin ich 5 Jahre, für 8 Mark im Monat.
- Aber Kriegsende muss das schon gewesen sein.
- Ja, das war so, ungefähr 16, 17, 18, so rum. Naja, und dann kam die Inflation, was hat man denn da gekriegt, gar nichts, nicht mal ne (...)

- Ach, bis zur Inflation waren Sie noch da?
- Ja, und dann noch über die Inflation auch noch. Aber dann war mir das aber doch zuviel, hab ich eine Bekannte gehabt, die hat, über ein Kinderheim in Pritsch, ihre Schwester war Oberschwester da, und da sagt se, „Ach Christel, weißte, Du bist doch dumm, dass Du Dich hier so quälst“, wir hatten 5 Kinder, wie ich hinkam war die Anneliese, die Marianne, die Ursula, und die Christel lag noch im Bett, und der kleine Erwin ist da geboren worden! Ja!
- Und Sie waren das einzige Mädchen da?
- Alles! Ich habe, wir haben Schlafzimmer, Wohnzimmer, Herrenzimmer, Kinderzimmer, Bad, großer Korridor und Küche! Und ich hab alles alleine geschafft! Ich hab gebohnt, ich hab alles mit einem Bein, deswegen bin ich ja heute so kaputt! Mit einem Knie, das Parkett abgerieben mit Stahlspäne, hab ich alles mit einem Bein! (alles laut) Sie, das macht heute keiner mehr!
- Ich kann mir das gar nicht vorstellen.
- Ich hab noch meine Zeugnisse, wenn Sie's nicht glauben wollen, kann ich's Ihnen zeigen!
- Gerne würd ich die mal sehen, ich sammel sowas ja auch
- Ich hab meine Zeugnisse, die kann ich Ihnen alle zeigen. Naja, ach sagt se, „ich will mit meiner Schwester mal sprechen, die is in Pritsch, in der Grenzmark, ne, bei Landsberg, is im Kinderheim Oberschwester, und die suchen noch en Mädle, ob Du Dich hier rumschindest oder gehst dahin!“ Kurz und gut, ich hab gekündigt, da, die, der Wollny ich seh ihn heute noch, wie er nach Hause kam, da hatt se ihm wohl erzählt, kam er in die Küche, sagt er: „Christa, Sie wollen von uns weg, warum denn, gefällt's Ihnen nicht mehr bei uns,“ (ängstlich bemühter Ton), sagt er, „Ich geb Ihnen noch ne Hilfe zu, wir mieten noch'n Mädchen zu, ich richte Ihnen en Sparbuch ein, alles mögliche,“ ich sag, „ne“, (Unterbrechung durch die Zimmernachbarin) . Wo war'n wir denn nun?
- Ihnen war empfohlen worden an die andere Stelle zu gehen.
- Ja, ja. Ich seh ihn noch heute, immer rennt er rauf und runter, rauf und runter. „Sie wollen von uns weg, warum denn, Christa?“ Sagt, er gibt mir noch en Mädchen zu Hilfe und richtet mir en Sparbuch ein, ich sagte: „Is alles vorbei,“ sagte ich, „ich gehe zum Ersten und (...) und da bin ich nach Pritsch gegangen, ins Kinderheim, Kinderheim Pritsch vom Roten Kreuz, ich hab alles noch da, kann es beweisen. Und die Kinder, die haben ja nu sehr an mir gehangen, ich war ja och noch jung, ne? Und der kleine Erwin sagte immer: „Ach, unser Christa kommt doch wieder, unser Christa kommt doch wieder,“ (kindlicher Ton) aber unser Christa ist nicht mehr wieder gekommen. (leise) Und in Pritsch war's eigentlich schön, wir haben Kinder aus Berlin gehabt
- Das war en Kindererholungsheim
- Das war en Kinderheim, das war en richtiges Kinderheim und die Frau von Roßbach war da über das Ganze, das Kinderheim, und, aber da ging es mir gut, da war noch eine, eine Köchin da und die das Vieh besorgt, die Agnes. Und deren Sohn, der kennt mich noch, der ist in Tempelhof Polizeirat, den können Se och fragen! (laut, mit Lächeln)
- hmh

- Und da war's eigentlich schön, ich war in'n Zimmern, hab die Kinder besorgt und hab auch die Treppen und alles gemacht, mit einem, alles mit einem Bein
- Darf ich noch mal zwischenfragen, Sie hatten immer noch Stelzen, noch keine Prothese?
- Keine Prothese! Die Prothese hab ich erst gekriegt, wie ich dann 1941 nach Berlin kam, da hab ich se mir erstmal selber, ja?
- hm
- Und da war's schön, da hab ich auch mehr Lohn gekriegt da hab ich 25 Mark gleich gekriegt, naja, sparsam war ich, ich hab mir ganz schön gespart, und da war's schön. Das hat mir gefallen. Naja, und von Pritisch war ich 15 Jahre! Die Agnes ging nachher weg, die wollte heiraten, hat ihren Sohn mitgenommen, da bin ich in der ihre Stelle gegangen, ja? Dann hab ich gekocht, und Vieh besorgt und alles
- Das war aber auch dann in dem Heim
- Im Kinderheim! Im Kinderheim ja. Und da bin ich 15 Jahre geblieben, aber dann wurd es mir doch zu schwer, immer alles, früh um fünfe aufstehen, abends die letzte raus, nich? Und die letzte rein, und ,n Haufen Viehzeug gehabt, und alles musst' ich alleine besorgen, hatte bloß eine kleine Hilfe von 17 Jahren, und dann hatt ich Kinder, die mussten eben helfen, die Jungens und die Mädchen, die mussten helfen. Ja, und dann bin ich mal, da hat die Schwester Martha mal gesagt, wir hatten so'n Kreisarzt gehabt, der da immer hinkam, da ham se mit dem gesprochen, und da ham se's so gedreht, dass ich en bisschen Rente bekam, ja? Aber 20 Mark bloß. Da bin ich vom Kinderheim weggegangen, ich konnte nicht mehr da bleiben, da bin ich nach Olpe in Westfalen gegangen, da war das Frl. Moritz, die war nun verheiratet, die mich damals auch dahin gebracht hatte, die war da verheiratet, und da bin ich zu, die hat mich da eingeladen, da hat se gesagt, komm mal en bisschen zu uns, da erholst du dich erstmal.
- Hm
- Aber wissen Se, ich hab so Heimweh gehabt, Heimweh nach Pritisch! (lacht) Und da hab ich so lange Kinder in Berlin gehabt, vom Kinderheim noch. und da ham se mir geschrieben: „Mensch, Christel, komm doch zu uns, in Berlin haste doch eher Fortkommen als wie da!“ Und bin ich halt wieder, 1. April 40, bin ich wieder abgehauen nach Berlin. Und hier bin ich nu gelandet. Und da bin ich aber, die kleene Trude, das Biest, die hat mich halt immer wieder verleitet, die ha sich, die is fein ausgegangen, aber ich, wo sollte ich denn mit meiner Stelze hin?! Wer hat sich denn um mich gekümmert, nich wahr? Und die is abgehauen, und ich, da bin ich halt wieder zu einer Familie gegangen in Stellung. Und die wollten mich nachher auch wieder nicht weglassen. Aber dann hab ich doch meinen Mann kennengelernt, wissen Se, durch den Bund der Körperbehinderten,
- Ach so, das gab es damals
- Das hat mir Frl. Moritz, also dann hieß sie ja Brink, wie sie verheiratet war, und die hat mich dann in den Verein gebracht, und da war ich dann in dem Verein, da ging mir's dann, da hat sich wenigstens jemand um mich gekümmert, ne, sonst war ich ja immerfort auf mich alleine! Aber dennoch, ich bin wieder zurückgegangen, weil se immerfort: „Ach komm, Mädchen, zu uns, bei uns is viel schöner, da bin ich also nach Berlin gegangen, 1940. Und da lernte ich meinen Mann kennen, eben durch den Bund, ja? (lauter)

- Ja
- 1941 hab ich geheiratet, ja? Und da ham wir mit meinem Mann noch noch 25 Jahre zusammen gelebt. Die schlechte Zeit, ach, ich kann Ihnen sagen, nee! Und doch hab ich mir von den 8 Mark, die ich erst gekriegt hab, nachher hab ich ja mehr gehabt, doch 1000 Mark gespart in der Zeit. So is mir's ergangen, sehn Se. Und heute bin ich nu hier im Heim gelandet, is schön, so, man hat en bisschen Abwechslung und (...) aber es is eben doch nicht so, ne? (Wieder eine Lautsprecheransage) Nu bin ich mit meine Beine kaputt, hier die Prothese, die muss ich - und alles was ich machen lasse, muss ich alles bezahlen!
- Hm. Kriegen Sie denn ne gute Rente, dass Sie das auch können?
- Na, naja, so jetzt warte ich noch auf meine Zähne, die gibt mir die Kasse, 80% zu. Und die Prothese hat se mir ja auch was zugegeben. Aber alles was jetzt so ist, was anfällt, das muss ich bezahlen. Der Wagen (d.h. der Rollstuhl) is repariert worden, war schon 10 Jahre alt, sehn Se, kam 350 Mark. Musst ich bezahlen.
- Ach, ich dachte, da kommt die Kasse für auf!
- Weil es mein Eigentum war! Hat die Kasse abgelehnt!
- Ach so, wenn's von der Kasse wär - is klar, hm.
- Ja. Sagt er: „Wenn Sie en neuen Wagen beantragt hätten Aber warum soll ich einen beantragen, der is doch noch gut,
- ne? Ne, das mach ich nich. Da bezahl ich lieber das Geld. Ja, ich habe ne ganz schöne Rente von meinem Mann, 900 Mark, und meine is auch über 700 Mark, also ich hab 1612 Mark.
- Und davon können Sie dann auch ganz gut
- Ich muss ja 1277 Mark hier bezahlen! Aber da haben wir alles, Wäsche und was eben so anfällt, ja? Das andre, was übrig ist, das ist dann eben meins. Und wissen Se, dann kommt der und der ...

(Es kommt die Zimmernachbarin. Ende des 1. Gesprächs)

3. Verstehen und Interpretieren

„Wenn also die Sammlung und Auswahl der Materialien geschehen ist, alsdann ist es Zeit, an den Plan zu denken, nach welchem alle große und kleine Stücke, woraus das Gebäude aufgeföhret werden soll, am schicklichsten in Ordnung gebracht werden können, so daß man, nach Vollendung des Werks, ohne Mühe begreifen kann, warum ein Stück der Materialien eben hierher und nicht an einem anderen Ort gesetzt worden ist.“¹

Solches gilt auch für die Fülle der Materialien, die im Rahmen der Oral History entstehen, und für die es umso schwieriger wird, „den Plan zu denken“, je offener das Interviewverfahren war. Wir haben in Kurseinheit 1 ausführlich begründet, warum eine solche Offenheit wünschenswert ist und in Kurseinheit 2 einige Vorschläge dazu gemacht. Die Fülle und Komplexität der so entstandenen mündlichen Quellen weisen zunächst keine erkennbare Struktur auf. Es scheinen, wie bei LePlay „am Anfang der Beobachtung (...) die Tatsachen sich unendlich zu vervielfachen ...; jede neue Anstrengung lässt neue Widerstände entstehen und bald ist der Beobachter versucht, sein Unternehmen aufzugeben.“

Wenn er jedoch beharre, so führt LePlay optimistisch fort, „erreicht er schließlich eine Phase, in der sich die Tatsachen sozusagen von selbst nach einem einheitlichen Plan klassifizieren.“²

Wir wollen es bei solchen Appellen an Ihr methodisches Urvertrauen nicht belassen - zu viele Projekte kapitulieren vor der Materialflut und verfehlen Analysen und präsentierbare Ergebnisse. Andererseits verweist das Zitat darauf, dass die qualitative Sozialforschung und die Geschichtswissenschaft trotz aller methodisch-theoretischen Debatten nicht durch einen völlig regelhaften, sondern eher durch einen organischen Prozess zu ihren gewachsenen Ergebnissen kommen. Dieser Prozess wird gemeinhin als ‚Verstehen‘ bezeichnet. Aber ist es überhaupt möglich, fremdes menschliches Handeln, zumal in der Vergangenheit, zu verstehen? Und worin besteht der Unterschied zwischen alltäglichem, spontanen Verstehen und demjenigen, das wissenschaftlichen Ansprüchen genügt? Alltag und Wissenschaft wie auch alltägliches Erzählen/Verstehen und wissenschaftliche Erklärung unterscheiden sich zwar nicht grundsätzlich voneinander, stellen aber doch verschiedene *Ausprägungen* von Kommunikation dar. Analyse und Reflexion ergeben sich nicht unmittelbar aus dem Alltag selbst, auch nicht aus dessen dichter Beschreibung. Alltag und alltägliches Handeln und Verstehen zeichnen sich dadurch aus, dass wesentliche Elemente und Einflussfaktoren nicht bewusst wahrgenommen werden; Regeln und Strukturen bleiben weitgehend verborgen,

¹ J.C. GATTERER, Vom historischen Plan und der sich darauf gründenden Zusammenfügung der Erzählungen, in: Allgemeine Historische Bibliothek von Mitgliedern des Königlichen Instituts der Historischen Wissenschaften zu Göttingen, 1, 1767, S. 22.

² F. LePLAY, Les ouvriers européens, Paris 1855, S. 21.

Übereinkünfte stellen sich durch „tacit agreement“ ein. Wissenschaft muss sich demgegenüber bemühen, ihre Arbeitsschritte und Ergebnisse offenzulegen und zu begründen, Regeln und Strukturen zu benennen. Was im Alltag wie von selbst funktioniert und unter dem Schleier gemeinsamer Übereinkünfte bleibt, muss sie systematisch hinterfragen und in kritischer Absicht diskutieren.¹ Der Interpret muss sich in ein distanziert-kritisches Verhältnis zum Material seiner Analyse setzen, muss den biographischen und historischen Deutungsmustern auf den Grund zu gehen versuchen. Oftmals ergeben sich derartige kollektive Deutungsmuster erst durch die Analyse mehrerer Interviews mit ähnlichem Erfahrungshintergrund.

Wir gehen andererseits davon aus, dass der Prozess des Verstehens nicht völlig objektivierbar ist, wohl aber beschreibbar und nachvollziehbar sein muss. Die Fähigkeit, Fremdes zu verstehen, ist nicht unabhängig von der eigenen Erfahrungsfähigkeit, von persönlicher Reife, vielleicht sogar Weisheit, jedenfalls Neugierde. Andererseits handelt es sich dabei um kein Geheimwissen großer Meister - Verstehen lässt sich lernen.

Mit den Vorschlägen, die wir in dieser Kurseinheit zur Auswertung von Oral History-Materialien machen, bemühen wir uns, wissenschaftlicher Überprüfungspflicht Genüge zu tun, erheben aber nicht den Anspruch, alltägliche Deutungsroutinen prinzipiell zu verlassen. Unser Ziel ist vielmehr, sie zu reflektieren und den Verstehensprozess als Annäherung an vergangene Wirklichkeit anzugehen. An seinem Ende steht nicht Gewissheit, sondern ein Erkenntniszugewinn, der aber für spätere Korrekturen offenbleiben muss. Biographisches Material ist immer deutungsoffen. Im Zentrum dieser Annäherung steht die Auseinandersetzung des Wissenschaftlers mit dem Beitrag des Erzählers.

Der Versuch, ihn zu verstehen, bezieht sich auf verschiedene Ebenen. Einmal auf das, was im Interview gesagt wurde, auf die beschriebenen Ereignisse, Handlungen und Deutungen. Zum andern darauf, was mit dem Gesagten jeweils gemeint ist - dass Wortlaut und Intention einer Äußerung nicht identisch sein müssen, entspricht auch alltäglicher Kommunikationserfahrung. Das Ergebnis wäre die verstehende Annäherung an die Erfahrung, im lebensgeschichtlichen Interview auch an die ‚biographische Sinnkonstruktion‘¹ des Erzählers, bezogen auf die untersuchte Gruppe an die historische(n) Identität(en), die sie entwickelt hat.

¹ Vgl. dazu H.-G. SOEFFNER, Alltagsverstand und Wissenschaft, Anmerkungen zu einem alltäglichen Missverständnis, in: ZEDLER/MOSER, Aspekte, S. 13 - 50.

¹ M. KOHLI (Hg.), Soziologie des Lebenslaufs, Darmstadt 1978, darin v.a. KOHLIS Einleitung zu Teil 6 (Lebenslauf und Lebensgeschichte), S. 267-272, sowie W. FISCHER, Struktur und Funktion erzählter Lebensgeschichten, S. 311-336. Zum ‚verborgenen Skript‘ von Lebensgeschichten, vgl. auch W. FISCHER-ROSENTHAL, Schweigen – Rechtfertigen - Umschreiben. Biographische Arbeit im Umgang mit deutschen Vergangenheiten, in: W. FISCHER-ROSENTHAL/P. ALHEIT (Hg.), Biographien in Deutschland – Soziologische Rekonstruktionen gelebter Gesellschaftsgeschichte, Opladen 1995, S.43-86.

Die Geschichtswissenschaft verfügt über verschiedene Quellen und Methoden zur Annäherung an historische Strukturen des sozialen Gefüges, der Ökonomie, der Politik. Diese Strukturen werden aber zugleich von im Alltag handelnden Menschen immer neu verwirklicht oder verändert. Erst durch das Inbeziehungsetzen gesellschaftlicher Rahmenbedingungen und Strukturen mit dem konkreten Handeln und Fühlen der Menschen nähern wir uns dem Ziel der Oral History, persönliche Geschichte und Gesellschaftsgeschichte miteinander zu vermitteln und die Art dieser Vermittlung zu beschreiben. Das Verbindungsglied zwischen gesellschaftlichen Strukturen und alltäglicher Praxis wird häufig als ‚Erfahrung‘² bezeichnet. Oral History trägt denn auch zu einer Erfahrungsgeschichte bei, sowohl als Geschichte menschlicher Erfahrungsmöglichkeiten, wie auch als Methode, menschliche Erfahrung mit Geschichte zu beschreiben.

Der Begriff des ‚kontrollierten Verstehens‘ verbindet das intuitive mit dem systematischen Element dieses Vorgangs. Beide konstituieren das wissenschaftliche Verstehen, sind notwendig für diesen Prozess. Grad und Richtung des spontanen, vorläufigen, intuitiven Verstehens sind dabei in besonderem Maße abhängig von der Lebenserfahrung und der Lebenspraxis des Interpreteten. Als Sie den Interviewausschnitt gelesen haben, kamen Ihnen sicher eine Fülle von Assoziationen, Gedanken, Empfindungen und Fragen. Viele Forscher konzentrieren sich zunächst auf einzelne Geschichten oder Formulierungen und bilden daraus erste Thesen, sei es, weil sie spontan etwas verstehen, oder umgekehrt, weil eine Erzählung oder ein Satz sie spontan befremdet und irritiert. Diese ersten Reaktionen sind produktiv, verlangen aber eine systematische Überprüfung im Rahmen des Gesamtinterviews. Vielleicht sagt Ihnen die Lebensgeschichte aber zunächst sehr wenig oder Sie möchten Ihre Wahrnehmung nicht vorschnell kanalisieren - dann empfehlen sich kleinere Schritte, die den Prozess des Verstehens allmählich wachsen lassen.

Wie ihr Einstieg in die Interpretation sein wird, können und wollen wir nicht beeinflussen. Unsere Vorschläge richten sich auf Überlegungen und Arbeitsschritte, die generell zum Verständnis von Interviewtexten führen - sie bilden aber keine Vorschriften für eine bestimmte Abfolge dieser Schritte.

Das folgende Kapitel hat in mehrfacher Weise etwas ‚Künstliches‘: Es beschreibt den Verstehensprozess als eine enge Zweierbeziehung zwischen Text/Erzähler und Interpret/Zuhörer. Tatsächlich kennen Sie andere Interviews, vergleichen schon in Gedanken, haben schon Archive durchstöbert oder Kollegen und Freunden Teile des Interviews vorgespielt. Die Beziehung zwischen Interpret und Text ist also von Beginn an auch offen für andere Quellen und Interpreteten. Trotzdem ist es sinnvoll, von einer solchen Zweierbeziehung auszugehen. Beide ‚Kommunikationspartner‘ haben einen eigenen, dem anderen fremden ‚Verstehenshorizont‘.

² Zum Erfahrungsbegriff vgl. Kurseinheit 1.

Historiker des 19. Jahrhunderts, vor allem Ranke¹ forderten, der Forscher müsse sein Selbst auslöschen, ganz in die Person seines historischen Interesses schlüpfen, um sie zu verstehen. Und das sei auch möglich dank der Gemeinsamkeit menschlicher Gefühle und Werte, der Teilhabe am selben historischen Prozess.² Chladenius, ein Historiker des 18. Jahrhunderts, sah das kühler: Er sprach von den getrennten ‚Sehepunkten‘ von Ausleger und Überlieferungen und machte sich Gedanken darüber, wie zwischen beiden eine Erkenntnisbrücke geschlagen werden könne.³

Ein Hermeneutiker des 20. Jahrhunderts spricht von der systematischen Erweiterung des eigenen Verstehenshorizonts durch die Geschichte:

„Es ist keine richtige Beschreibung des historischen Bewußtseins, wenn man mit Nietzsche von den vielen wechselnden Horizonten spricht, in die er sich zu versetzen lehrt. Wer derart von sich selber wegsieht, hat gerade keinen historischen Horizont. ... Wir sind immer von dem uns nächsten hoffend und fürchtend eingenommen und treten in solcher Voreingenommenheit dem Zeugnis der Vergangenheit entgegen. Daher ist eine beständige Aufgabe, die voreilige Angleichung der Vergangenheit an die eigenen Sinnerwartungen zu hemmen. Nur dann wird man die Überlieferung so hören, wie sie sich in ihrem eigenen anderen Sinne hörbar zu machen vermag.“

Und er fährt fort:

„Es gibt so wenig einen Gegenwartshorizont für sich, wie es historische Horizonte gibt, die man zu gewinnen hätte. Vielmehr ist Verstehen immer der Vorgang der Verschmelzung solcher vermeintlich für sich seiender Horizonte.“⁴

Der Prozess des Verstehens wäre demnach weder ein Sichversetzen in das Zu-Verstehende, noch eine bleibende Fremdheit. Vielmehr werden sie, je näher sie dem Verständnis des Interviewtextes kommen, den ‚eigenen anderen Sinn der Vergangenheit‘ von dem Ihren unterscheiden. Dem entspricht im Interpretationsprozess oft eine Zickzackbewegung von Annäherung und Entfernung, von probeweiser Einnahme der Erzählerperspektive und systematischer Suche nach Befremdlichem, Befragbarem. Die Subjektivität der Gesprächspartner ernst nehmen,

¹ Zur Geschichte der Hermeneutik H.-G. GADAMERS Einleitung zu dem von ihm und G. BÖHM herausgegebenen Textbuch: Seminar: Philosophische Hermeneutik, Frankfurt 1976, S. 7-40.

² Dazu empfehlen wir die Lektüre des Kurses Nr. 4125: Historismus, von: Jörn RÜSEN/F. JÄGER

³ J. M. CHLADENIUS, Einleitung zur richtigen Auslegung vernünftiger Reden und Schriften (1742), reprint Düsseldorf 1969, S. 181 ff.

⁴ H.-G. Gadamer, zit. bei J. HABERMAS: Zur Logik der Sozialwissenschaften, Frankfurt 1977, S. 262.

schließt die Analyse nicht aus. Mit solchen allgemeinen Vorbemerkungen über die Komplexität des Verstehensprozesses möchten wir sie davor warnen, nun eine systematische Anleitung zum Verstehen zu erwarten. Jeder Versuch einer Systematik widerspricht nicht nur dem tatsächlichen Interpretationsvorgang, sondern lässt sich auch darstellerisch nie ganz durchhalten. Dies gilt auch für die folgende Gliederung.

3.1 Reflexion des Entstehungszusammenhangs

Die Berücksichtigung des Entstehungszusammenhangs ist bei allen historischen Quellen ein zentrales Element ihrer Einordnung und Interpretation.¹ Bei mündlichen Quellen scheint uns diese Überlegung besonders wichtig, denn im Unterschied zu traditionellen schriftlichen Quellen nimmt der Historiker an ihrer Produktion direkt teil: zwar strebt das narrative Interview an, den Erzähler während des Interviews in die Vergangenheit zu versetzen und seiner Erinnerung beim Erzählen zu folgen, aber dennoch geschieht dies in einer aktuellen Kommunikationssituation, wird er von Fragen und Impulsen des Interviewers immer wieder unterbrochen, angeregt und auch gelenkt, selbst wenn dieser sich so weit wie möglich zurückhält. Das Interview kann deshalb auch als eine dynamische Beziehung zwischen Beiden beschrieben werden, geprägt von deren unterschiedlichen Interessen, Erwartungen und Ängsten.

Die Gesprächspartnerin von Frau v. E. hatte bereits mehrere Interviews mit anderen ehemaligen Dienstmädchen geführt. Und auch vor ihrem ersten Gespräch hatte sie sich mit Hilfe der wissenschaftlichen Literatur in den Forschungsstand zur Sozialgeschichte der Dienstmädchen eingeleitet und unterschiedliche zeitgenössische schriftliche Äußerungen zur ‚Dienstbotenfrage‘ zur Kenntnis genommen. Sie wusste also schon relativ viel über die Rahmenbedingungen der Dienstmädchenexistenz zu Beginn des 20. Jahrhunderts. Fast nie gehen Interviewer offen und ‚unschuldig‘ in das Interview, obwohl Offenheit nach G. Rosenthal als Grundparadigma des Forschungsprozesses gelten sollte.² Nicht nur, dass sie sich in der Regel sachlich schon kundig gemacht haben: sie sind auch durch Schulunterricht, Geschichtsstudium und das öffentliche Geschichtsbewusstsein in ihrem generellen Verhältnis zur Geschichte vorgeprägt, kommen von bestimmten theoretischen Ansätzen oder sind Anhänger einer bestimmten ‚Schule‘. Neben der sachlichen Vorbereitung und der fachlichen Ausrichtung gehen oft auch sehr subjektive Wünsche und Erwartungen an die Interviewpartner in die Haltung des Interviewers ein. Einige reagieren eventuell enttäuscht, wenn die interviewten Arbeiter

¹ Vgl. zu diesem Prozess der Entstehung und Durchführung M. A. LARSON, *Research Design and Strategies*, in: T. L. CHARLTON, L. E. MYERS and R. SHARPLESS (ed.), *Handbook of Oral History*, Lanham/New York/Toronto/Plymouth 2006, S. 105-134.

² Vgl. G. ROSENTHAL, *Interpretative Sozialforschung – Eine Einführung*, Weinheim und München 2005, S. 48ff.

weniger renitent sind als erhofft, ein alter Nazi von verblüffender Offenheit ist, die Hausfrau nie einen Berufswunsch hatte, der Kommunist zu viel Angst hatte, um Widerstand zu leisten, eine Krankenschwester nicht hingebend, sondern karrierebewusst handelte usw. Solche oft unbewussten Wünsche an die Identität der Interviewpartner werden meist erst dann offenbar, wenn sie enttäuscht werden. Die Zerstörung von Klischees ist ein Prozess, den Oral History fast immer in Gang bringt, und der zu ihren größten Vorzügen gehört. Die aufgezählten typischen Erwartungen sind aber nur dann problematisch, wenn sie blind machen für die Andersartigkeit der Interviewpartner oder wenn sie so stark ausstrahlen, dass die Interviewten versuchen, ihnen zu genügen. Je klarer sich der Interviewer schon vor Beginn der Interviewphase über seine Erwartungen ist, desto leichter lassen sich Enttäuschungen in die Hypothesenfindung und -überprüfung produktiv umwandeln.

Auch Interviewpartner gehen mit einem - oft unbewussten - Set von Erwartungen in das Interview. Das eigene Leben im Zusammenhang erzählen zu können, ruft Gefühle der Angst, aber auch der Vorfreude hervor, wobei sich die Angst auf den fremden Interviewer, auf mögliches Vergessen oder die vermeintliche historische Bedeutungslosigkeit der eigenen Geschichte richten kann. Bei Vorhaben, die nicht lebensgeschichtlich, sondern thematisch ausgerichtet sind, hat sich in einigen Fällen vielleicht Stolz auf das eigene Expertentum eingestellt, gehen die Erzähler mit Selbstbewusstsein und dem Gefühl einen wissenschaftlichen Prozess zu unterstützen, in das erste Gespräch (vgl. Kurseinheit 2). Die Gedanken richten sich auf den Interviewer und darauf, was dieser wohl erwartet - nicht nur an Sachinformationen, sondern auch bezüglich der Person des Erzählers. Der Interviewte wird u.U. versuchen, die Wünsche seines Gegenüber zu spüren und diesen entgegenzukommen, sich ihm, je nach Vermutung, als Opfer oder als Schwejk darzubieten. In der Regel wird er jedenfalls an einem guten Verhältnis zum Interviewer interessiert sein, wird um dessen Anerkennung und Zustimmung werben. Es können sich aber auch Aggressionen gegenüber den vermeintlich negativen Erwartungen des Interviewers einstellen, denen der Erzähler dann sein Expertentum, seine Lebenserfahrung, sein Wissen trotzig entgegenhält. Häufig schlagen anfängliche Ängste im Laufe des Gesprächs in ein übersteigertes Selbstbewusstsein gegenüber dem jüngeren Interviewer um, dessen Kenntnisse er dann stark unterschätzt. Einen guten praxisorientierten Einblick in die generationsübergreifende Erfahrungswelt von Interviewer und Interviewten im Zusammenhang mit ‚Tätern‘ und ‚Opfern‘ des Nationalsozialismus findet sich bei G. Botz¹

Misstrauen und Konflikte zu Beginn eines Interviews sind aber nicht die Regel und wenn sie auftreten, so bedeutet dies noch nicht, dass das Interview ein Fehlschlag wird. Das Gespräch selbst entscheidet über die Beziehung zwischen den Interviewpartnern, und die Beziehung beeinflusst die Gesprächsmöglichkeiten.

¹ G. BOTZ (Hg.), *Schweigen und Reden einer Generation – Erinnerungsgespräche mit Opfern, Tätern und Mitläufern des Nationalsozialismus*, Wien 2005.

Die Entwicklung einer vertrauensvollen, angstfreien Atmosphäre ist eine zentrale Voraussetzung für ein gelungenes Interview. Ängste bauen sich allmählich ab Vertrauen stellt sich nach und nach her. Schneller als in normalen Alltagskontakten entsteht bei einem Gespräch, in dem eine Person der anderen ihre Lebensgeschichte erzählt, persönliche Nähe. Mit dem Grad der Vertrautheit steigen aber auch die Möglichkeiten, verletzt zu werden, können Ansprüche an die Dauerhaftigkeit der gerade begonnenen Beziehung entstehen, an die Zuneigung und Hilfe des Interviewers. Das Interview mit Frau v. E. enthält ganz am Anfang eine Stelle, bei der die Interviewerin von der Intimität der Situation ebenso überrascht wird wie die Erzählerin von ihrer Erinnerung: Deren Weinen beim Gedanken an den Tod der Mutter, löst bei der ZuhörerIn durchaus ambivalente Gefühle aus: Anteilnahme, aber auch Angst vor dieser plötzlichen Nähe. Ihre Reaktion spiegelt diese Ambivalenz wider: sie versucht, der Interviewpartnerin die Trauer zuzugestehen, verweist aber mit der Frage nach den Geschwistern sofort auf ein soziales Netz, das die Erzählerin doch wohl hatte - offensichtlich auch, um sich selbst von der Rolle der Trösterin zu entlasten. Frau v. E. geht nur teilweise auf dieses Angebot ein.

Zur Auswertung eines Interviews gehört die Beschreibung der Beziehungsentwicklung, eine Reflektion darüber, wie der Interviewer als Adressat der Erzählung in einer dynamischen Beziehung die Lebensgeschichte beeinflussen haben könnte, wo er Bestätigung signalisierte oder Zweifel, wo persönliche Nähe entstanden war oder durch Kränkung gestört wurde, wo die Erzählung durch Betonung der eigenen Hilflosigkeit und Schwäche zum Appell an den Interviewer geriet oder wo der Interviewer durch Hervorhebung von Autonomie seine gegenwärtige Unabhängigkeit vom Interviewer dokumentieren will. Es gibt keinen Weg, ein Interview von solchen Mechanismen freizuhalten, wohl aber können sie erkannt und reflektiert werden. Interviews allerdings, bei denen eine anfängliche Abwehr nicht überwunden werden konnte, oder die eine negative Beziehungsentwicklung aufweisen, sollten abgebrochen oder nicht ausgewertet werden. Es lässt sich dann vermuten, dass sie von der Geschichte des Interviewten mehr verbergen als zeigen.

Die Erzählung einer Lebensgeschichte wird auch von der gegenwärtigen Situation des Erzählers beeinflusst. In dem Alter, in dem die meisten Befragten sich befinden, sind viele von ihnen durch alltägliche Ängste und Beschwerden geprägt, ist ihre Gegenwart durch Krankheit bestimmt. Frau v. E. schämte sich zwar des unangenehmen Geruchs im Zimmer, vergaß aber diese Umstände im Laufe des Gesprächs. Andererseits war sie im Heim offensichtlich beliebt und litt nicht unter Einsamkeit. Viele ältere Leute aber müssen sich auf das Heimleben erst einstellen, der Lebenspartner ist eventuell verstorben oder sie fürchten Eindringlinge, wenn sie allein leben. Einsamkeit und Kontaktbedürfnis treten u.U. in Konflikt mit einem generellen Misstrauen gegenüber Fremden. Für die Interviewauswertung ist es wichtig, die aktuelle Befindlichkeit der Befragten zu erkennen, sich darüber erzählen zu lassen, sich die Wohnung, den Tagesablauf einzuprägen und mit einzubeziehen, wie viel soziale Kontakte sie haben, um auf mögliche Zusammenhän-

ge zwischen der aktuellen Situation und den Schwerpunkten der Erinnerung aufmerksam zu werden. In depressiver Stimmung können die Befragten dazu tendieren, ihr Leben in dunklen Farben zu erinnern, oder sie kontrastieren ihre jetzige Situation mit vergangener Idylle - in beiden Fällen reagieren sie extrem auf ihre aktuelle Befindlichkeit.¹

Negative Stimmungen wie Krankheit, Misstrauen, Hilflosigkeit, hängen eng mit der Situation des Alterns zusammen. Doch solche schwierigen Begleiterscheinungen treten nicht immer auf. Das Alter bietet auch Voraussetzungen, die Erzählmöglichkeiten im Interview zu öffnen und zu intensivieren. Die meisten alten Menschen sind aus dem Erwerbsleben ausgeschieden. Obwohl manche darin einen Verlust sehen, bedeutet dieser Schritt für andere Erholung und Muße. Sie haben nun Zeit, ihr Leben zu betrachten und müssen ihre Identitätsfindung nicht mehr mit einer Karriere, einer Familiengründung oder einer anderen Zukunftsoption verbinden. Damit kann äußerer Loyalitätsdruck gegenüber den Eltern, der Firma, der Partei usw. entfallen. Sie sind frei, ihre Meinung zu äußern, die für einen engagierten Gewerkschafter, eine gute Hausfrau vielleicht als unpassend gelten würden, und sie können unbefangener über Irrtümer und Misserfolge sprechen, ohne die Angst, zukünftige Chancen zu zerstören, sie können sich u.a. leichter eingestehen, welche alternativen Lebensentwürfe sie mit sich trugen.

Andererseits können Berufe, Beziehungen und Organisationen einen Menschen bis ins hohe Alter und in unbewusste Persönlichkeitsbereiche so prägen, dass sie ihre bestimmende Kraft nicht verlieren, auch wenn alle äußeren Bindungen entfallen sind. Ein ehemaliger Kommunist etwa hat vielleicht keine Bindungen mehr an ‚seine‘ Partei, aber er riskierte im Nationalsozialismus sein Leben, erfuhr die Abkehr vom Stalinismus im Anschluss an seine Inhaftierung unter Adenauer, gründete die neue KP mit, verbrachte viele Jahre seines Lebens unter Genossen und nahm für seine Überzeugung soviel in Kauf, dass er sich nun nicht in Distanz begeben kann.

Die häufig größere Freiheit im Erzählen kann allerdings zu Fehlschlüssen führen, wenn bei der Interpretation die tatsächlichen Legitimations- und Loyalitätszwänge im vergangenen Alltag hinter der Freiheit des Alters nicht mehr gesehen werden. Bei unseren Interviewpartnern haben wir es allerdings nicht immer mit älteren, von derartigen Handlungszwängen befreiten Menschen zu tun. Wer etwas über Jugend in den 50er Jahren erfahren will, wird Männer und Frauen im Alter von 75 bis 85 Jahren befragen, eine Oral History der 68er Generation trifft auf Interviewpartner, die mittlerweile ihren beruflichen und politischen Höhepunkt erreicht oder überschritten haben, und mittlerweile ins Rentenalter gelangt sind. Gerade in

¹ Das ergab eine Untersuchung dreier Vergleichsgruppen in den 70er Jahren über die Beziehung der befragten alten Menschen zwischen ihrer aktuellen Lebenssituation und Befindlichkeit und ihrer Erinnerungsstruktur und -richtung. Einen Bericht schrieb P. COLEMANN: *The Past in the Present. A Study of Elderly People's Attitudes to Reminiscence*, in: *Oral History Journal*, 1986, S. 50-59.

den letzten Jahren ist die Frage nach dem ‚Erbe‘ von 1968 wieder stärker diskutiert worden.¹

Männer erfahren Geschichte anders als Frauen und ihre Erinnerungen haben eine andere Struktur. Zu dem ersten Teil dieser Aussage gibt es aus der historischen Frauenforschung inzwischen eine Reihe von Ergebnissen.¹ So ist z.B. auch nicht untersucht worden, inwieweit Männer und Frauen je nach Geschlechtszugehörigkeit des Interviewers unterschiedlich erzählen. Genderspezifische Differenzierungen sind mittlerweile ein zentraler Bestandteil jeder Oral History oder des narrativen Interviews.²

Zwischen Frauen entsteht im Interview offensichtlich leichter ein Einverständnis, ebenso wie dies unter Männern der Fall ist. Daran zeigt sich, wie sehr sich eine geschlechtsspezifische Erfahrungsteilung aufrechterhalten hat. Für die Herstellung einer vertrauten Atmosphäre mag das ein Vorteil sein - aber das unausgesprochen vorausgesetzte Einverständnis kann verhindern, dass etwas ausführlich beschrieben wird, dessen Kenntnis, z.B. bei der Hausarbeit, die Interviewpartnerin bei der Interviewerin voraussetzt. Einen Mann hätte dieselbe Frau wahrscheinlich ausführlich ihren Washtag erklärt und ihn nicht mit der Bemerkung, „Sie wissen ja, was am Washtag los ist“, beschieden. Die gemeinsame Erfahrung als Frauen, als Männer trübt oft den Blick dafür, dass sich vieles geändert hat, und dass die Interviewerin sich nicht nur nicht vorstellen kann, was am Washtag los war, sondern auch nicht begreifen kann, warum die Erzählerin ihren Lohn der Mutter gab, obwohl sie genug verdiente, um sich eine eigene Wohnung zu nehmen.

Auch unabhängig von der Geschlechtszugehörigkeit des Interviewers unterscheiden sich Interviews mit Männern von solchen mit Frauen. Anscheinend setzen Frauen seltener als Männer voraus, dass ihr Leben Interessantes enthalten könnte. Andererseits scheinen sie, wenn ihre anfängliche Zurückhaltung überwunden wurde, leichter als Männer Vertrauen zu fassen und Kontrollmechanismen bezüglich ihrer Erzählungen aufzugeben. Ihre Erinnerungen und Geschichten beziehen sich häufiger auf Familie und ihre unmittelbare soziale und persönliche Umwelt und die darin herrschenden Beziehungen. Sie tendieren mehr als Männer dazu, ihre Lebensgeschichte nach familiären Stufen zu strukturieren. Männer dagegen orien-

¹ Vgl. etwa dazu N. FREI, 1968, München 2005.

¹ Bei einer Untersuchung männlicher und weiblicher Migranten nach Paris ergab der Vergleich, dass Frauen dazu tendierten, ihre Lebensgeschichte als Geflecht persönlicher Beziehungen zu organisieren, während Männer die eigenen Aktivitäten stärker betonten. I. BERTAUX-WIAME: *The Life-History Approach to the Study of Internal Migration - How Women and Men Came to Paris Between the Wars*, in: P. THOMPSON (ed.): *Our Common History. The Transformation of Europe*, London 1982, S. 186-200.

² Vgl. dazu S. BERGER GLUCK, *Women's Oral History: Is it so special?*, in: L. CHARLTON, L. E. MYERS and R. SHARPLESS (ed.), *Handbook of Oral History*, S. 357-383. Auch: C. HEINRITZ, *Auf ungebahnten Wegen – Frauenautobiographien um 1900*, Königstein im Taunus 2000.

tieren sich häufiger an ihrer beruflichen Laufbahn an ihrem Vereins- und Organisationsleben, also an der öffentlichen Sphäre.

Ein solcher Erfahrungsbericht überrascht nicht, bestätigt er doch unsere Erwartungen und passt zu den Kenntnissen, die wir über weibliche und männliche Lebensbereiche haben. Tatsächlich verändert die Geburt eines Kindes in der Regel das Leben einer Frau weit mehr als das ihres Mannes, der seinen Beruf außer Haus ausübt. Aber die Selbstverständlichkeit unseres ‚Befundes‘ sollte uns auch misstrauisch machen und für gegenläufige Tendenzen sensibilisieren, anstatt vorschnell die Schublade mit ihrem geschlechtsspezifischen Schild zu schließen.

Auch zur Frage des Zusammenhangs zwischen Schichtzugehörigkeit und autobiographischer Erzählung bzw. narrativen Interview existieren bisher keine systematischen Untersuchungen. Die meisten Oral History-Projekte fühlen sich einer ‚Geschichte von unten‘ verpflichtet, während Untersuchungen über das Kleinbürgertum, Intellektuelle oder Unternehmer seltener sind. Die vorliegenden Erfahrungen verweisen darauf, dass Menschen bürgerlicher Sozialisation weniger leicht zu einem Interview zu gewinnen sind, dass sie im Interview die eigene Person stärker in den Mittelpunkt stellen und durchgängig versuchen, eine gewisse Wachsamkeit gegenüber dem Interviewer zu bewahren, also kontrollierter zu erzählen. Sie bleiben sich stärker, als dies bei Unterschichtangehörigen der Fall ist, der Tatsache bewusst, dass das Interview eine halböffentliche Situation darstellt und ihre Vorstellungskraft darüber, was ein Interviewer mit dem entstehenden Text anfangen kann, ist offensichtlich größer. Sie vermeiden deshalb stärker, in einen Erzählzwang zu geraten und ergreifen häufiger die Gelegenheit, durch reflektierende Passagen eine explizite Deutung ihres Lebens anzubieten.

Angesichts der Vorläufigkeit der Beobachtungen, die sich auf geschlechts- und schichtspezifisches Interviewverhalten beziehen, gilt allerdings die Warnung, sich in seinen Erwartungen nicht festzulegen, damit nicht im Sinne einer ‚selffulfilling prophecy‘ dadurch der erwartete Tatbestand erst geschaffen wird. Benutzen Sie für alle Interviewpartner eines Projekts einen identischen Leitfaden, richten Sie an alle dieselben Impulse - erst durch die eventuellen unterschiedlichen Reaktionen lässt sich deren Besonderheit erfassen. Das ist auch für die Vergleichbarkeit der einzelnen Interviews wichtig. Und wenn dann Männer und Frauen, Arbeiter und Chefs verschieden reagieren, kann die Frage nach geschlechtsspezifischer Erinnerung immer noch gestellt werden.

3.2 Geschichten

In Kurseinheit 2 ist das narrative Interview in Anlehnung an F. Schütze damit begründet worden, dass nur ein offenes Verfahren dem Interviewten ermögliche, ‚Geschichten‘ zu erzählen. Bei einem solchen Verfahren sieht Schütze im Interview Mechanismen wirken, die den Erzähler zwingen, dem wirklichen Verlauf der

damaligen Ereignisse in seinen Erzählungen weitgehend zu folgen. Voraussetzung sei allerdings der Stegreifcharakter des narrativen Interviews, der es dem Erzähler unmöglich macht, sich auf das Gespräch vorzubereiten. Hat er sich einmal in den Erzählstrom begeben, so treten die Zugzwänge des Erzählens ein: der Gestaltschließungszwang, der Kondensierungszwang und der Detaillierungszwang.

Aufgabe:

Diese drei Zugzwänge des Erzählens wurden schon in Kurseinheit 2 beschrieben, als es um die Begründung des narrativen Interviews ging. Bitte lesen Sie noch einmal nach, welcher Mechanismus jeweils gemeint ist und inwiefern es sich jedesmal um den ‚Zwang‘ handelt, den tatsächlichen Ereignissen zu folgen.

Die Zugzwänge des Erzählens, so Schütze, nehmen dem Erzähler weitgehend die Kontrolle über das Wie, aber auch das Was der Erzählung. Er muss, oft gegen seinen Willen, auch peinliche und heikle Geschichten erzählen, ohne die eine andere Geschichte, die er freiwillig preisgab, unverständlich bliebe.

Der Verzicht auf Gestaltschließung, Kondensierung und Detaillierung macht u.U. die gesamte Lebensgeschichte widersprüchlich, inkonsistent. Das steht aber dem Wunsch nach biographischer Sinnkonstruktion durch den Erzähler entgegen. Schütze schließt, dass mit dem Grad der Narrativität im Interview die Nähe des Erzählers zu den tatsächlichen Ereignissen wächst. Ein Erzähler, der von den genannten Zugzwängen des Erzählens überrascht wird und den beginnenden Kontrollverlust bemerkt, wird deshalb versuchen, den Narrativitätsgrad zu senken, wenn er etwas Relevantes verbergen möchte. Anzeichen für sinkenden Narrativitätsgrad sind dabei der Verzicht auf Hinweise, die konkrete Personen-, Raum- und Zeitbezüge betreffen, das Ausweichen auf allgemeine Betrachtungen, das Einlegen größerer Sprechpausen und Versuche, den Interviewer stärker zum Sprechen zu bringen.

Schütze schlägt deshalb vor, alle nichtnarrativen Teile des Interviews bei der Interpretation auszuschalten und als ersten Analyseschritt die Segmentierung der Erzählung durch den Erzähler nachzuvollziehen, also die einzelnen Segmente bzw. Erzähleinheiten oder Geschichten zunächst zu unterscheiden und zu betrachten. Die einzelnen Erzähleinheiten innerhalb der Segmente (= Subsegmente) müssen im Anschluss identifiziert werden. Dazu gehören etwa die Einleitungen der Geschichten, die Einführung neuer Personen etc. Diese Schritte, die der Erschlie-

ßung der einzelnen Erzählsegmente dienen, d.h. also der auf Einzelereignisse bezogenen Geschichten, sollen in einem ersten Lesedurchgang erfolgen.¹

Auch wir möchten unsere Interpretationsvorschläge damit beginnen, zunächst die Geschichten im Interviewtext herauszulösen und zu verstehen. Dabei legen wir keinen so strengen Begriff von ‚Geschichte‘ zugrunde, wie Schütze das tut.

Wir fassen darunter auch kürzere Erzähleinheiten zusammen, soweit in ihnen konkrete Begebenheiten zur Sprache kommen, untersuchen auch Geschichten, die offensichtlich keinen Stegreifcharakter haben.

Die Interpretation eines Interviews kann mit der systematischen thematischen Erschließung beginnen, indem überprüft wird, welche Themen immer wieder zu Geschichten führen, welche Sinnrichtungen diese Geschichten einschlagen. Dabei ist es sinnvoll, solche Geschichten zunächst auf ihren Informationsgehalt über vergangenen Alltag hin zu betrachten. Geschichten geben Auskunft über historische Zustände und vergangenes Verhalten der Menschen zu den Gegebenheiten ihrer materiellen Umwelt. Selbstverständlich erhalten auch die nichtnarrativen Teile des Interviews solche Informationen, also alle Auskünfte, Berichte über alltägliche Routine, Resümees längerer Lebensphasen. Aber Geschichten sind nicht nur näher am damaligen Geschehen, sie transportieren auch den Erfahrungsgehalt des Erzählten intensiver als dies für Sachberichte gilt. Sie eignen sich deshalb besonders als Einstieg in die Interpretation, sowohl in Form einer systematischen Erschließung, bei der durch Segmentierung Geschichten gesammelt und nach Inhalten ‚geordnet‘ werden, als auch durch spontane Interpretation einzelner Geschichten, die den Interpreten in besonderem Maße beeindruckten oder irritierten.

Auch das Interview mit Frau v. E. enthält solche Geschichten kürzere und längere, dramatische und alltägliche, aus denen sich etwas lernen lässt über historische Rahmenbedingungen, über vergangene soziale und ökonomische Beziehungen, über alltägliche Selbstverständlichkeiten und Lösungsversuche in Konflikten. Da ist die Geschichte ihrer ersten Wanderung im Gefolge der Schwester und ihrer ersten eigenständigen Stellensuche, diejenige ihres Arbeitsunfalls und ihrer Krankheit, die Geschichte ihrer Wiedereinbeziehung in den Erwerbsprozess, ihrer Abwerbung ins Kindererholungsheim, ihres Abschieds von der Familie bei der sie bis dahin in Stellung war, ihres Wechsels nach Berlin, schließlich die Geschichte vom eigenen Rollstuhlkauf und seiner Folgen.

Die im Transkripttext erzählten Geschichten informieren u.a. über Bedingungen von Dienstmädchenmobilität, über die Wertigkeit verschiedener Erwerbsmöglichkeiten, über die mangelnde Fürsorge einzelner Herrschaften für ihre noch jungen Dienstmädchen, über die schlechte ärztliche Versorgung, über Arbeitsdruck auch im Krankheitsfall, über Ernährung, fehlende Krankenpflege sogar im Rahmen der

¹ F. SCHÜTZE: Kognitive Figuren des autobiographischen Stegreiferzählens, in: M. KOHLI/G. ROBERT (Hg.): Biographie und soziale Wirklichkeit, S. 78-117, u.a. S. 113.

Familie, über wohltätige Einrichtungen, über die Selbstverständlichkeit des Erwerbszwangs auch bei schwerer Behinderung, über Lohn und Arbeit im Dienstmädchenberuf. Solche Informationen lassen sich in vielen Fällen zwar auch durch andere Quellen systematischer sammeln - Geschichten geben aber meist die ersten Anregungen welche Umstände im Leben der Befragten eine Rolle spielten und deshalb weiterverfolgt werden müssen. Häufig sind die Geschichten, die im Interview erzählt werden, aber auch die einzige Quelle für die Erforschung vergangener Alltagskultur.

Geschichten enthalten nicht nur Informationen über Verhältnisse und Verhalten, sie bilden auch eine Sinneinheit und vermitteln damit gleichzeitig, welche Bedeutung die Interviewperson der Geschichte aus ihrer Perspektive gibt. Die Geschichte vom selbst bezahlten Rollstuhl z.B. enthält den bitteren Stolz auf die Eigenständigkeit, auf der Frau v. E. besteht, auch wo es sich nicht auszahlt. So wie sie sich in den 40er Jahren die erste Prothese selbst kaufte, so ist sie auch stolz auf diesen selbstbezahlten Rollstuhl. Auf die Erkenntnis, dass solche Eigenleistungen heutzutage keineswegs mehr honoriert werden, reagiert sie eher trotzig. Andere Geschichten handeln von ungewollten oder schwierigen Abschieden, wie auch enttäuschenden Auskünften: Das Stift, aus dem sie in eine Stellung fortgeschickt wird, die Familie, die sie verlässt, um im Kindererholungsheim zu arbeiten, wo sie nach 15 Jahren ‚nicht bleiben‘ kann und wonach sie ein solches Heimweh verspürt, Berlin, wohin sie gerufen wird und wo sie sich zunächst verlassen fühlt.

Im Zentrum des obigen Transkripts steht zweifellos die Geschichte der Krankheit, die Frau v. E.‘s Leben früh eine so weitreichende Wendung gab. Diese Geschichte, einschließlich der Genesung bis zum Antritt der neuen Stelle, nimmt ein gutes Drittel der gesamten Erzählung ein, obwohl sie doch nur den Zeitraum eines Jahres umfasst. Relativ schnell steuert Frau v. E. auf diese Geschichte zu. Sie erkennen am Textbild, dass sie erstmals in langen Blöcken erzählt und die Interviewerin nur noch schweigsam zuhören kann, von spontanen Äußerungen der Betroffenheit abgesehen.

Im Mittelpunkt steht die Darstellung der zunehmenden körperlichen Verletzung und Zerstörung: es beginnt so harmlos mit der Nadel im Finger, der wird dick, Schmerzen und Schwäche breiten sich auf den ganzen Körper aus, der wird ganz von der Blutvergiftung erfasst, es folgt die Amputation des Beins und, damit nicht genug, die Wundrose. Um diesen Erzählmittelpunkt ranken sich parallele Entwicklungen: die kaum abnehmende Arbeitsbelastung und der immer schwerwiegendere Mangel an Fürsorge, zunächst der Herrschaften, der Ärzte, des Vaters, der ja nur ‚angeblich‘ kein Geld für eine Prothese aufbringen kann, der Stiefmutter und der Schwester, die sie wieder ins Krankenhaus bringt. Erst das Stift der adligen Dame lindert all das: hier findet sie Ausheilung, Ruhe und Gemeinschaft - zumindest für eine Zeit.

Die Geschichte ist ein Beispiel dafür, wie sich Lebenserfahrung in besonderem Maße bündeln kann, wie bestimmte Erlebnisse sich nicht nur durch die Macht

äußerer Fakten, sondern auch durch ihre emotionale Qualität besonders stark einprägen und den weiteren Lebensweg bestimmen. Solche Marksteine des Lebens kommen in vielen Interviews vor. Sie enthalten Elemente, die über das erzählte Erlebnis hinausweisen, es zum Zeichen, Symbol größerer Erfahrungszusammenhänge werden lassen. Es handelt sich um Schlüsselerlebnisse der Erzähler und sie bilden zugleich für die Interpretation Schlüssel zum Verständnis der Lebenserfahrung und der Lebensgeschichte des Interviewten. Dass solche zentralen Erlebnisse unabänderbare äußere Folgen haben, wie im Fall von Frau v. E., ist eher selten, aber die inneren Spuren sind nicht weniger wirksam. Es kann sich um die Situation akuter Lebensgefahr im Krieg handeln, in der sich der Schrecken des Krieges fast unerträglich konzentriert und die Einstellung zum Krieg für die Zukunft prägt. Es kann sich um einen Konflikt mit dem Fabrikchef handeln, der die Interessensgegensätze zum erzählenden Arbeiter so deutlich macht, dass er zum Ausgangspunkt seiner Politisierung wird.

Wenn es bei der Interpretationsarbeit gelingt, die Geschichten, die solchen Schlüsselcharakter aufweisen und die oft ganz unauffällig sind, zu identifizieren, ist ein entscheidender Verständnisschritt getan.¹ Die in der Geschichte ausgedrückte Erfahrung kann dabei durchaus widersprüchlich sein und damit der Widersprüchlichkeit der entsprechenden historischen Konstellation entsprechen: Ein gutes Beispiel sind die zahlreichen Geschichten, die sich um den ersten Besatzungssoldaten ranken, dem man bei Kriegsende begegnete: sie enthalten Erleichterung über das Kriegsende ebenso wie die Demütigung durch die Niederlage, die Angst vor Bestrafung und die Verheißung einer besseren Zukunft.¹

Übungsaufgabe:

Versuchen Sie, die allgemeine Erfahrung zu charakterisieren, die aus der Krankheitsgeschichte der Frau v. E. resultierte. Versuchen Sie, dafür am übrigen Text Belege zu finden. Bedenken Sie, dass Sie ja nur einen Teil des Interviews kennen und Ihre Hypothesen nur vorläufig sein können. Vergleichen Sie Ihre Deutung mit den Ausführungen in Abschnitt 3.4.

¹ Vor allem L. NIETHAMMER ging im Rahmen des LUSIR-Projekts von ‚symptomatischen‘ Geschichten aus; vgl. seinen Aufsatz: Heimat und Front. Versuch, zehn Kriegserinnerungen aus der Arbeiterklasse des Ruhrgebiets zu verstehen, in: ders. (Hg.): "Die Jahre weiß man nicht ...", a.a.O., S. 163-232.

¹ Geschichten dazu bei L. NIETHAMMER: Privat-Wirtschaft. Erinnerungsfragmente einer anderen Umerziehung, in: ders. (Hg.): "Hinterher merkt man ...", a.a.O., S. 17-106.

Es gibt viele Geschichten, deren Wortlaut bereits festliegt, bevor sie erzählt werden. Man kann sie daran erkennen, dass sie druckreif erzählt werden, daran, dass ihnen ankündigend eine wichtige Bedeutung zugeschrieben wird oder daran, dass sie zu einem späteren Zeitpunkt des Interviews wortwörtlich wiederholt werden.

Solche Geschichten haben selber eine Geschichte, nämlich die ihrer Reproduktion in unterschiedlichen sozialen Zusammenhängen, in denen das Publikum durch seine Reaktion zu ihrer endgültigen Form beitrug. Das macht solche Geschichten nicht wertlos, aber in sie gehen mehr als in spontane Geschichten Deutungen ein, die aus späteren Zeiten stammen, Sinn, der sich allmählich aufgeschichtet hat. Meist wird es nicht möglich sein, die Geschichte einer solchen ‚geronnenen Erzählung‘ freizulegen. Interne Verweise und Widersprüche oder die Kontrolle durch andere Quellen können dazu u.U. ein wenig verhelfen.² Wenn es gelänge, die Zeitebenen zu finden, in denen solche Geschichten ‚entstanden‘, ließen sich daraus wichtige Schlüsse über die Prägestärke einer Zeit, eines sozialen Zusammenhangs, einer Organisation ziehen. Die soziale Bedeutung solcher Geschichten zu bestimmen ist aber in jedem Fall eine interpretatorische Aufgabe.

Auf einer Gewerkschaftstagung¹ erzählte einer der Veteranen, die sich mit jüngeren Historikern getroffen hatten, wie er als Schüler häufig einem Klassenkameraden Nachhilfe gegeben hatte, der aus einem gutbürgerlichen Hause stammte. Einmal sei er nach einem solchen Treffen vom Vater des Jungen in dessen Arbeitszimmer gerufen und mit einer Tafel Schokolade beschenkt worden. Diese Tafel Schokolade, so der Erzähler, habe den ersten Auslöser für sein späteres Engagement in der Arbeiterbewegung gebildet. Warum, blieb übrigens offen. War es die Tatsache der Bezahlung für einen Freundschaftsakt oder die Unterbezahlung durch Schokolade, die ihn beeindruckt hatten? Die Geschichte war jedenfalls gut erzählt, sie fand Beifall auch bei den Gewerkschaftskameraden. Ob sie sich wirklich so abgespielt hat, wie der Kollege es erinnerte, lässt sich nicht mehr überprüfen aber sie stand für den Erfahrungsschatz einer sozialen und politischen Gemeinschaft, deren Mitglieder sie so oder ähnlich alle hätten erleben können. Gerade damit hing auch ihr Unterhaltungswert zusammen. Als geronnene Geschichte war sie Teil eines kollektiven Gedächtnisses. Und darin liegt auch ihr Erkenntniswert für die Interpretation.

Im Rahmen des schon öfter erwähnten LUSIR-Projektes wurden die Interviewten auch nach ihren Erinnerungen an die Fremdarbeiter gefragt, von denen während des Zweiten Weltkrieges viele Hunderttausend im Ruhrgebiet arbeiteten.² Die

² Vgl. Kap. 4

¹ U. BORSDORF: Werkstatt der Erinnerung - "Veteranen"-treffen der Gewerkschaften im Bildungszentrum Oberjosbach vom 9.-11. Februar 1979, in: Gewerkschaftliche Monatshefte 4/1979, S. 250-253.

² U. HERBERT: Apartheid nebenan. Erinnerungen an die Fremdarbeiter im Ruhrgebiet, in: L. NIETHAMMER (Hg.): "Die Jahre weiß man nicht ...", a.a.O., S. 233-266.

Geschichten, die den Interviewern auf diese Frage erzählt wurden, waren nicht sehr vielfältig. Eine Variante handelte vom Butterbrot, das man den Fremdarbeitern heimlich zugesteckt, hingeworfen, an den Arbeitsplatz mitgebracht habe. Auch in anderen Projekten z.B. über die Erfahrung der in der Nähe von KZ's lebenden Bevölkerung taucht dieses Butterbrot immer wieder auf, mit dem man sich selbst in Gefahr begeben habe. Solche Hilfeleistungen kamen vor, das bestätigen auch andere Quellen, aber sie entsprachen in der Häufigkeit, die die Interviews vermittelten, sicher nicht der Realität. Offensichtlich hatten die Erzähler das Bedürfnis zu zeigen, dass sie keine Nutznießer der Fremdarbeiterbeschäftigung gewesen waren. Das Butterbrot symbolisierte ihre Menschlichkeit gegenüber den ausgebeuteten Fremdarbeitern und brachte sie selbst in die Position potentieller Opfer des Nationalsozialismus. Damit gewinnt die Geschichte vom Butterbrot eindeutig legitimatorischen Charakter und stellt eine stereotype Reaktion auf das Fremdarbeiterthema dar. Fast jedes Interview enthält Legitimationen, Elemente, deren die Interviewperson sich schämt und wofür sie sich rechtfertigen möchte. Das ist in politischen Zusammenhängen besonders leicht zu erkennen, vor allem im Zusammenhang mit dem Verhalten im ‚Dritten Reich‘, spielt aber auch in persönlichen Zusammenhängen eine Rolle. Scham und Rechtfertigung beziehen sich dabei oft auf Schwäche, persönliche Niederlagen, Nichtwissen oder ‚falsche‘ Ziele. Der Legitimationsdruck kann dabei auf verschiedenen Voraussetzungen beruhen: auf der Verletzung einer gesellschaftlichen oder individuellen Norm, auf einer zwischenzeitlichen Normenveränderung oder der Vermutung, die Begebenheit widerspreche der Werthaltung des Interviewers. In jedem Fall führt die Identifikation legitimatorischer Erzählanteile zum besseren Verständnis des Selbst- und Geschichtsbildes des Interviewten.

Übungsaufgabe:

Suchen Sie in den Geschichten, die Frau v. E. erzählt, nach legitimatorischen Anteilen. In welche Richtung verweisen sie bezüglich ihrer Identität?

Sie werden an der Aufgabe erkannt haben, dass Rechtfertigungen nicht unbedingt in Form einer Geschichte vorkommen, sondern auch als direkte Ansprache der Interviewerin, als Betonung der Macht der Umstände u. ä. In Form von Geschichten lassen sie sich aber auch als historische Legenden bezeichnen, wofür die immer wieder erwähnte Butterbrotverteilung an die Fremdarbeiter ein Beispiel ist. Legenden haben allerdings nicht nur legitimatorischen Charakter. Sie stellen vielmehr in stereotyper Form das Selbst und Geschichtsbild des Erzählers und der sozialen Gruppe, deren Teil er ist, dar. Auch die Perspektive der Dienstmädchen enthielt Elemente einer solchen Legendenbildung, wenn die Erzählerinnen behaupteten, trotz aller Gefährdungen und Zumutungen ihren eigenen Ehrenkodex niemals verletzt zu haben (vgl. Kurseinheit 1, Spurensuche II). In ihren Erzählun-

gen waren sie keiner Versuchung, ihr hartes Leben auf unredliche Weise zu erleichtern, nachgekommen. Keine war sexuelle Beziehungen mit dem Herrn des Hauses eingegangen, keine hatte gestohlen, keine hatte sich erniedrigen lassen - von Kolleginnen aber konnten sie solches manchmal berichten.

Legenden können also verschiedene Funktionen übernehmen: Sie können den Aufbau eines positiven Selbstbildes stützen, sie können Schuld abwehren (oder historisches Versagen, Niederlagen) oder die soziale und politische Identität begründen. Sehr häufig haben Legenden die Funktion, eine Gemeinsamkeit, ein ‚Wir‘-gefühl zu konstituieren oder zu festigen.

Dazu zählen manche Geschichten über politische Kämpfe, Kriegskameradschaft und nachbarlichen Zusammenhang in schweren Zeiten.

Wir möchten Sie hiermit nicht auffordern, jede ‚positive‘ Geschichte im Interview als Legende abzutun. Wir möchten Sie aber aufmerksam machen auf stereotype Geschichten, die vergangenes Heldentum oder moralische Entlastung zum Inhalt haben, wenn sie massenhaft oder in ähnlichen Inszenierungen vorkommen. Spüren Sie solchen Geschichten mit anderen Quellen nach, um sicherzustellen, ob es sich um eine historische Legende handelt. Sollte sich diese Vermutung erhärten, ist die Geschichte damit nicht ‚erledigt‘, dass sie ‚entlarvt‘ wurde. Eine Legende ist ja nur eine andere Ebene von Wirklichkeit: die der kollektiven Deutung von Geschichte, wo diese unverarbeitet blieb. Oral History will zu einer solchen Verarbeitung einen Beitrag leisten - u.a. dadurch, dass sie Legendenbildung aufspürt und ernst nimmt.¹

Geschichten, das sollte dieser Abschnitt deutlich machen, sind aus verschiedenen Gründen zentrales Interpretationsmaterial: einerseits enthalten sie eine Fülle von Informationen über die vergangene Alltagswelt sowie über den Umgang der Menschen mit ihren materiellen und sozialen Gegebenheiten, ihre Alltagskultur. Zum anderen beleuchten sie die Vergangenheit unter dem Aspekt einer bestimmten Sinnggebung, enthalten die Erfahrung und Perspektive des Erzählers - dies gilt insbesondere für sog. Schlüsselerlebnisse, in denen Weichenstellungen und Erfahrungsknoten beschrieben werden. Alle Geschichten - wie historische Überlieferung überhaupt stellen eine Verquickung von Abbildung und Deutung der Vergangenheit dar. Die jeweilige Mischung festzustellen, ist Aufgabe der Interpretation und der Kontrolle durch andere Quellen. Dabei kann es nicht um die Bereini-

¹ Der Soziologie E. GOFFMAN hat zum Thema der sozialen Selbstpräsentation einen Klassiker verfasst, der für derartige Selbstdarstellungen im Alltag sensibilisiert. An einer Vielzahl von Alltagsbeispielen zeigt er auf, mit welchen Tricks und Kniffen, aber auch unbemerkt ablaufenden Mechanismen die soziale Identität einer Person hergestellt wird, wie ein sogenanntes ‚impression management‘ betrieben wird (vgl. E. GOFFMAN, *Wir alle spielen Theater*, München 2009 (7. Aufl.)). Wie Identitätsbildung und Interaktionssituationen ineinander wirken, welche Ansätze dabei in der verstehenden Soziologie verfolgt werden, kann bei H. ABELS nachgelesen werden; vgl. ders., *Interaktion, Identität, Präsentation – Kleines Einführung in interpretative Theorien der Soziologie*, Wiesbaden 2007.

gung der Darstellung von solchen subjektiven Deutungen gehen, letztere kommen lediglich einem anderen Erkenntnisinteresse entgegen, das sich nicht mehr nur auf die Vergangenheit richtet, sondern auf deren Verarbeitung durch die handelnden Menschen. Beide Erkenntnisinteressen sind legitim und können mithilfe der Oral History bearbeitet werden. Für den jeweiligen Interpretationsprozess ist es aber wichtig, sie voneinander unterscheiden zu können. Am Beispiel legitimatorischer Geschichten und historischer Legenden haben wir versucht zu zeigen, welchen Erkenntniswert diese haben, auch dann, wenn ihr Verhältnis zur vergangenen Wirklichkeit nicht genau bestimmt werden kann.

Auf welche Dimension der Interpretation Sie sich besonders konzentrieren, hängt davon ab, ob Sie lediglich Auskünfte über eine konkrete Begebenheit suchen, ob Sie eine begrenzte historische Epoche erforschen, oder ob Sie nach der Verknüpfung von lebensgeschichtlicher und geschichtlicher Erfahrung einer bestimmten sozialen Gruppe fragen. Im ersten Fall gilt es, möglichst wirklichkeitsgetreue Aussagen zu erhalten, im zweiten Fall könnten aber Legitimationen und Legenden sehr wichtig werden und wie im dritten Fall die jeweilige Mischung aus unmittelbarer Erlebniswiedergabe und impliziten Deutungen interessant sein.